

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 172.

Dienstag, 27. Juli.

1915.

(14. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Und an dem einsamen Morgen, beim selten noch geschauten Sonnenaufgang, hatte sie in der großen Stille Kritik geholt über sich selbst.

Auch sie wollte sich ihm unterwerfen, nur weil er reich war. Nur weil man ihn als eine hohe Nummer in der Lotterie betrachtete, nur weil die andern sie beneiden sollten! In ihr aber würde wohl immer ein heimlicher Born prickeln gegen ihn; sie durchlebte wohl tausendmal die Empfindungen dieser gestrigen Fahrt und hatte Lust, herauszuspringen aus dem Wagen und schaute sich nach der Freiheit, mit der sie nun da oben stand, so köstlich allein!

So stark und unerschütterlich war der Eindruck dieser Augenblicke gewesen, daß sie nun mit großer Ruhe erwidern konnte:

„Nein! Sie sollen Ihrer Mutter keine Nachricht schicken, die sie doch sicher schwer treffen würde. Soviel ich weiß, ist sie wieder im Bade, und Aufregungen wirken dann äußerst schädlich!“

„Wie meinen Sie das, mein verehrtes Fräulein? Daß wir einstweilen noch nicht darüber sprechen wollen, — eine Vereinbarung nur zwischen uns beiden?“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie mich noch gar nicht gefragt haben, ob ich mich mit Ihnen verloben will!“

Er schaute sie mit einem so verdutzten Gesicht an, daß sie herzlich lachen mußte.

„Daran haben Sie jedenfalls gar nicht gezweifelt!“ rief sie.

„Allerdings, gnädiges Fräulein“, gab er ehrlich zu. „Nachdem wir nun, wie man zu sagen pflegt, miteinander ins Gerede kommen —“

„Das Gerede ist mir ja in der Tat sehr unangenehm, aber deswegen eine Verlobung — das wäre doch feige Menschenfurcht! Und sehen Sie, Herr Rütthardt, ich bin Ihnen wirklich ganz gut; man unterhält sich famos mit Ihnen! — Doch wenn ich Ihre Frau wäre, würde ich mich wahrscheinlich über Sie zu Tod ärgern! Und das möchte ich lieber nicht!“

„Sie sind sehr spakhast gelaunt, mein Fräulein, und antworten recht frivol auf eine Frage, die ich in tiefem Ernst an Sie stellte!“ warf er beleidigt ein.

„Auch meine Antwort ist ernst! Ich will keinen Tyrannen!“ rief sie leidenschaftlicher und mit heißen Augen. „Und ein Tyrann — das würden Sie werden!“

„Ich ein Tyrann! Mit meiner Energielosigkeit, mit meiner lethargischen Anlage!“

„O, glauben Sie nur nicht, daß die starken, die lauten, die kraftvollen Menschen die gefährlichsten Tyrannen sind! Ich bin überzeugt, an Ihrem passiven Widerstand würde jeder fremde Wille zerbrechen, und es hätte nichts Platz in Ihrem Leben, was Ihren Selbstkultus stören könnte!“

Er war erstaunt, verblüfft, aber eigentlich nicht gekränkt. Es schmeichelte ihm fast, daß sie ihn doch für eine Serrenatur hielt.

„Sie sind wirklich ein originelles Mädchen!“ sagte er mit einem Kopfschütteln.

„Weil ich den Mut habe, Ihnen das zu sagen?“

„Daß Sie den Mut haben, mich zu kritisieren, weiß ich längst, aber daß Sie wirklich meine Hand ausschlagen, — aufrichtig gestanden — das macht mich sprachlos! Ich habe bisher immer nur die Bemerkung gemacht, daß die Damen sehr gerne heiraten.“

„Nun, um so besser, wenn Ihnen dann einmal eine andere Erfahrung wird!“

„Ach Gott, Oly, da sehen Sie jetzt, wie wenig ich eine Kämpfennatur bin! Ich sollte rasen, toben, Sie bestürmen, betteln und flehen, und mir geht es immer noch so wie als kleiner Knabe. Wenn mir etwas verweigert wurde, dann schwieg ich trotzig, und der lebhafte Wunsch, der lockendste Anblick, das heisse Verlangen konnten mir nicht das bittende Wort entreißen! Mir versagt die Stimme, ich verliere die Kraft vor jedem Nein!“

Ein leises Spottlächeln huschte um Olys Lippen.

„Das Leben sagt Ihnen eben allzu oft Ja! Und es ist so vieles Schöne, Reiche, Angenehme um Sie her, — Sie schwelgen so in dem Raffinement Ihrer Umgebung, daß Ihnen für ein Gefühl keine Wärme mehr übrig bleibt. Ich habe gewußt, daß Sie auch mein Nein mit dem Geschmack des Aetheten tragen würden. Und das ist mir lieb, denn wir wollen keinen Broll gegeneinander haben!“

Er zog ihre Hand an die Lippen.

„Gar so leicht, als Sie glauben, wird mir diese Entsagung doch nicht! Ich werde wohl reisen müssen, um zu vergessen!“

Als Rütthardt fort war, stürzte Frau Ada aufgeregt in das Besuchszimmer.

„Nun, hast du dich verlobt?“

„Nein, Mama! Herr Rütthardt läßt sich dir empfehlen. Er hat eine Abschiedsvisite gemacht!“

„Aber das finde ich unerhört! Bruno hatte ganz recht.“

„Ich bitte dich, Mama! Wenn du nicht willst, daß ich sofort das Haus verlasse — irgendwo Gesellschafterin werde — den nächsten besten Posten annehme, dann mische dich nicht in Dinge, die nur mich allein angehen!“

Auch die tränenreiche Miene, auch die vorwurfsvollen Seufzer der Mutter entlockten ihr nicht mehr. Dem Vater sagte sie in einer stillen Unterredung, daß sie Rütthardt einen Korb gegeben habe, und warum sie es getan. „Du wirst begreifen, Papa“, sagte sie mit dem vollen Vertrauen, das sie zu ihm hatte, „daß ich nicht anders konnte!“

„Gewiß, Kind! Aber darüber mußt du dir klar sein, daß man nicht an deine Weigerung glauben, sondern allgemein annehmen wird, er habe nicht Ernst machen wollen! Die lieben guten Bekannten werden sagen: Er hat sie kompromittiert und nun ist er weg.“

und auf manches schadenfrohe Lächeln kannst du gefaßt sein!"

Wie recht der Vater gehabt, das erfuhr Ollly schon nach wenigen Tagen, als ihr eine Schulgefährtin von früher begegnete.

"Ollly!" rief diese sie an. "Also, du bist es wirklich! Nein, da sieht man wieder, was für Dingen kaputtgebrannt. Gestern erzählte man bei einem Tee, du seiest durchgebrannt. Irgend ein Herr hätte geschrieben, er hätte dich auf der Reise in einem kleinen Nest gesehen. Mit wem — das mußte man nicht. Die einen behaupten: Mit einem Chauffeur! Aber da sagte ich gleich: Das glaube ich nicht. Das sieht Ollly Robertus gar nicht ähnlich!"

"Sehr lieb von dir, besten Dank!" erwiderte Ollly höhnisch. "Vielleicht erzählst du gelegentlich, daß ich mit einem Bekannten eine Autofahrt gemacht, bei der das Benzin ausging! So wenig romantisch war das Abenteuer!"

"Wirklich! Nein, wie gelungen!" lachte die junge Dame. Aber überzeugt von der Harmlosigkeit der Fahrt war sie nicht. Irgend was mußte doch an der Geschichte sein. Ollly war auch sehr rot geworden!

Da die Mutter immer noch seufzte, so oft sie in ihre Nähe kam und auch eine gewisse Leere in ihrem Leben sich bemerkbar machte, seit die immerhin anregende Unterhaltung mit Meinrad Erich fehlte, schrieb Ollly an die Schwester: "Nun komme ich aber wirklich zu dir, Gel!"

Sie erhielt ein sehr entzücktes Billett und machte ihre Reisevorbereitungen, studierte das Kursbuch, um sich eine hübsche Fahrt mit ein paar interessanten Unterbrechungen in Heidelberg und am Rhein ausdenken und freute sich auf das Wiedersehen mit der Schwester. Es waren aber doch wieder vierzehn Tage hingegangen, bis sie endlich ihre Ankunft bestimmen konnte, und als sie schon ihren Koffer gepackt, erhielt sie einen hastig hingeworfenen Brief von Felicitas:

"Ach, Ollly. Nun hatte ich so lange Deinen Besuch ersehnt! Wärest Du doch früher gekommen! — Ich muß Dich nun leider bitten, jetzt nicht hierherzureisen! — Ich weiß nicht — wahrscheinlich gehe ich selbst fort. Ich habe noch nichts bestimmt, mir ist ganz unklar, was werden wird. Aber bitte, sag' den Eltern nichts. Oder eben nur, daß jetzt Dein Besuch nicht paßt. Verzeih' das verworrene Geschreibsel. In Unruhe und Eile

Deine unglückliche Felicitas.

In recht vergnügter Stimmung waren die beiden Damen nach Frankfurt gefahren, Lilly hatte eine so frische Leichtgläubigkeit, einen so drolligen Humor, daß es sogar spaßhaft war, mit ihr Einkäufe zu machen, einen neuen Hut zu kaufen und ein Kleid zu bestellen. Bis Mittag waren sie mit diesen wichtigen Dingen beschäftigt, dann trafen sie im Palmengarten mit Sollinger zusammen, der von Lilly benachrichtigt worden war. Ein lustiges Mahl im Freien. Auf dem schöngepflegten, zartgrünen Rasen lag das Goldlicht, alles funkelte und flimmerte von Sonne, und auf dem Tisch dufteten die Gliedersträucher, die Sollinger für die Damen bestellt hatte.

Plötzlich beim Kaffee sprang Lilly auf:

"Ich muß rasch zu meiner Verwandten! In einem Stündchen bin ich wieder da! Unterhaltet euch gut einstweilen!"

Felicitas fand das recht seltsam von Lilly, die kein Wort davon gesagt hatte, daß sie einen Besuch zu machen hätte. Aber sie durfte doch nicht zugeben, daß ihr das Alleinsein mit Sollinger unbehaglich war.

Er wußte ihre Befangenheit bald zu verschärfen. Ganz kindisch mutwillig konnte er sein, und man mußte über ihn lachen, ob man wollte oder nicht. Als einmal eine Pause im Gespräch entstand, nahm er das Täschchen der jungen Frau und guckte neugierig in das Notizbuch, in das Portemonnaie, das darin war, las

ihre Aufzeichnungen — bis sie es ihm zankend wegnahm.

"Sie sind wirklich fed!"

Er zog seine Brieftasche heraus. "Da! Sie dürfen zur Revanche auch alles anschauen! Sogar die Briefe, die darin liegen!"

"Bitte — nur umgeniert!" rief er, da sie zögerte.

Es waren verschiedene Billetts von Verehrerinnen, auf zartem farbigem Papier, die meisten duftend nach Parfüm.

Ein junges Mädchen hat um ein Autogramm. Eine Dame wollte eine Photographie . . . Das waren die Bescheidenen. Die anderen wurden schon dreister und zeigten sich bereit zu einem Rendezvous.

"Wie indiscret Sie sind! Das geben Sie aus der Hand!" zankte Felicitas, ihn vomurfsvoll anlächelnd.

"Aber liebe, gnädige Frau! Ich habe die Damen doch nicht aufgefordert, mir zu schreiben. Ich kenne sie nicht, will sie nicht kennen! Glauben Sie doch nicht, daß ich mir aus diesen Schmeicheleien etwas mache, die doch nur meiner Maske auf der Bühne gelten! Nein, nein, ich will nicht als Theaterprinz Erfolg haben — nur als Mensch, nur als der Franzel Sollinger!"

Dabei schaute er ihr so heiß in das Gesicht, daß sie erglühend aufstand.

"Wir wollen im Garten herumgehen! Lilly kommt doch nicht so bald —"

Er lachte und sagte mit einer komischen Betonung: "Die Verwandte wird sie nicht so rasch fortlassen!"

"Warum schmunzeln Sie so? Sie glauben doch nicht, daß Lilly?" fragte sie mit erschrockenen Augen.

"O, ich weiß gar nichts. Ich will auch gar nichts behauptet haben. Ich finde es nur reizend, daß Ihre Freundin hier eine Verwandte hat, die sie offenbar zärtlich liebt!"

Felicitas ärgerte sich über das freche Gesicht, mit dem er das sagte; aber sie nahm sich doch vor, künftig weniger vertrauenselig gegen Lilly zu sein.

(Fortsetzung folgt.)



Wahrhaft große Männer sind immer einfach — ihr Betragen ist immer ohne Kunst und ohne Schminke.
Sollinger.

Gold! Gold!

Unser früherer Pariser Mitarbeiter schreibt uns: „De l'or! De l'or!“, das ist jetzt in Frankreich der patriotische Kriegsruß geworden. Was man nicht alles von diesen Dauschen lernen muß! Sie sind schwerfällig, dumm, barbarisch mit einem Worte „Boches“, und die Zeitungen sagen es ihnen jeden Tag; aber man möchte es ihnen doch immer wieder nachmachen, weil die bittere Erfahrung lehrt, daß sie letzten Endes noch etwas klüger sind wie die so feinen, raffinierten, hochzivilisierten Franzosen. Gingen diese „Boches“ auf die Jagd nach Goldstücken aus! Erließen Aufrufe und sandten Schulfinder herum. Mußten also dicht vor dem Fellit stehen. Es kam aber damit eine runde Milliarde Mark in die Reichsbank, und diese durfte sagen, was die Banque de France schon lange nicht mehr darf, daß sie für ihre ausgegebenen Banknoten stets ihre gute Drittbedeckung in Edelmetall hat. Als dann das miserable England erklärte, französische Schatzscheine nur übernehmen zu wollen, wenn ihm Marianne eine kleine Schiffsladung ihres Goldes ausliefern würde, da wurde es Finanzminister Ribot himmelangst. Er verlegte sich aufs Sammeln der Louisdor.

Es wird sogar sehr fleißig gesammelt. Weiß in Frankreich, was anderswo nicht vorkommen soll, patriotische Taten ungern anonym bleiben und man dafür ein sichtbares, recht augenfälliges Zeichen haben möchte, wurde von der Banque de France pergamenten eine künstlerisch ausgeführte Bescheinigung graviert, auf der für alle Ewigkeit zu lesen steht, daß Monsieur, Madame oder Mademoiselle A. fürs Vaterland ihr Gold umgetauscht haben, gegen neue Banknoten — die morgen in der Tat Assignaten sein können! Die Komitaten, die auf dem Felde der Ehre ein teures Glied verloren haben,

verlangen auf der Bürgermeisterei einen Todeschein, den sie sich einrahmen lassen, da er nach Parlamentsbeschluss den Vermerk tragen muß: „Mort pour la patrie“. Der „Matin“ hat beide Arten von Bescheinigungen boshaft untereinander abgebildet. Daraus sieht man, daß der Todeschein ein bloßer Witz ist, für den man ohnedies noch 1,50 Franken Stempelgebühr zu zahlen hat, während die Goldquittung der Banque de France das besagte künstliche Gepräge zeigt. Das Sterben fürs Vaterland wird demnach geringer eingeschätzt, und das Goldopfer erscheint als das Heldenhaftere.

Pierre Wille, die Spottansel des ernsten „Temps“, läßt uns einen tiefen Blick tun in die Seele des Bourgeois, für den der Sparstrumpf seit altersgrauen Zeiten her das Löchste der Gefühle ist. Monsieur Lume, sein Bourgeois, hatte mit Scharfsinn gleich die Lage erfasst, als die Österreicher und Ungarn den Serben ihre bekannte Note sandten. „Das ist der Krieg!“, hatte er gesagt, und behielt recht, genau wie er nach den Affären Schnäbels, Tanger, Agadir, Casablanca usw. nicht recht behalten hatte. Und wiederum holte er aus der Küche sein getrautes Eheweib, schloß die geheimste Geheimniskammer seines Schreibtisches auf und entnahm ihr kleine, in Packpapier gehüllte Rollen. „Das ist Gold“, sagte er, „10 000 Franken in Gold. Die liegen da seit 45 Jahren. Mein Vater hob sie während des ganzen Krieges von 1870/71 auf. er hinterließ sie mir: in Kriegszeit muß man immer Gold haben.“

Madame Lume kam nicht auf den Gedanken, daß der Schatz dem Schwiegerpapa keinen Dienst geleistet hatte, da er ja auch während der Kommune nicht an ihn rührte. In Kriegszeit, das weiß jeder, braucht man eben Gold; eine alte Überlieferung will es so, und gegen Überlieferungen läßt sich nichts machen. Deshalb frug sie nur: „Glaubst du, Thérèse, daß es auch reichen wird?“ Monsieur Lume schlug sich vor den Kopf. Er machte sich Vortürfe, den ererbten eisernen Bestand, der ein goldener war, nicht vermehrt zu haben. Drei Tage später, nachdem er sich die Beine ausgelaufen hatte, besaß er nur noch 20 000 Franken in Louisdor. Es wurde ein Kriegsrat abgehalten. Auch das geheimste Geheimnis war für eine solche Summe nicht mehr sicher genug. Ganz abgesehen von Einbrechern mußte an die explodierenden deutschen Taubenerker gedacht werden. Obgleich der Schatz 10 Millionen trug, teilten sich Herr und Frau Lume hinein; er schnallte sich einen hirschledernen Gürtel um den Leib, sie trug mit wahrhaft ammenhaftem Anstand ihre Goldtasche über der Brust, in einer dem Korsett eingepaßten Tasche. Elf Monate schon schleppen die Armdamen das grauliche Gewicht und ihre Angst vor Attentätern mit sich herum, und Pierre Wille, ein Pessimist, erhofft nicht, daß ihr Patriotismus ausreichen wird, jezt den Mammon auf den Altar der Banque de France zu tragen.

Doch nicht alle Franzosen sind solche Bourgeois — man meißet, wie einst in Deutschland, erkleckliche Sammlungen, so in Marseille in einer Woche 240 000 Franken. Es wird schon eine Milliarde werden, so daß das von England gerissene Loch in den Goldgewölben wieder gestopft wird. Trotzdem braucht sich die deutsche Reichsbank nicht mit ihren nahezu 3 gegen 4 französische Milliarden Goldfranken zu schämen — die Banque de France hat 16 Milliarden Passiven!

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die höheren deutschen Auslandsschulen während des Weltkrieges. Mit Recht darf Deutschland stolz sein auf sein Auslandsschulwesen. Neben 5500 Volks- und Mittelschulen arbeiten 27 höhere Schulen in allen Weltteilen daran, deutsches Wesen zu erhalten und zu fördern, 14 höhere Schulen befinden sich allein in Ländern Europas. Von ihnen sind 4 Oberrealschulen, 2 Realgymnasien, 1 Progymnasium und die anderen Realschulen. Der Weltkrieg hat auch ihnen schweren Schaden gebracht. Sofort bei seinem Ausbruch wurden die Oberrealschulen in Antwerpen, Brüssel und London geschlossen. Kington und Windhul folgten bald. Die Schulen von Genua, Mailand und Rom zerstörte endlich noch der Verrat Italiens. Die Oberrealschule in Antwerpen ist nach der Einnahme Antwerpens vom Generalgouvernement in Belgien sofort wieder eröffnet worden. Das Realgymnasium in Brüssel folgte im Januar d. J. Von der letzten Schule liegen genaue Nachrichten seit einigen Tagen vor. Sie wurde am 31. Juli 1914 mit

einer Feier geschlossen; um diese Zeit würden auch in normalen Zeitverhältnissen die Sommerferien begonnen haben. Diesmal fand die Feier natürlich unter dem Druck der bevorstehenden Ereignisse in sehr ernster Form statt; denn am nächsten Tage brach der Krieg mit seinen Schrecken für Brüssel aus. Das ganze blühende Schulwesen brach zusammen. Die deutsche Schule bestand aus Realgymnasium mit Vorschule, Kindergarten, Lyzeum und Volksschule. 43 Lehrer und Lehrerinnen unterrichteten 630 Schüler und Schülerinnen. Während der Schreckensstage für alle Deutschen Brüssels im August wurde das schöne Schulgebäude stark beschädigt. Gerettet wurde es vor völliger Zerstörung dadurch, daß das belgische Rote Kreuz es zu einem Lazarett einrichtete. Der Direktor mit drei Oberlehrern und vier Lehrern traten ins Meer ein, von denen zwei Oberlehrer bereits den Heldentod starben. Alle übrigen Lehrer und Lehrerinnen wurden in Deutschland an Schulen beschäftigt oder gingen an die Auslandsschulen in Bukarest und Rom. Im Januar d. J. rief nun das Generalgouvernement auch den Direktor des Brüsseler Realgymnasiums wieder aus dem Felde zurück. Mit 11 Kindern eröffnete dieser die Schule wieder, und die Reorganisation war zu Ostern d. J. beendet. Im Mai waren wieder 230 deutsche Schüler und Schülerinnen zusammen und im Juli wurde, wie auch sonst alljährlich, die Abschluß- und Reifeprüfung abgehalten. Die im Felde stehenden Oberlehrer wurden ersetzt durch vier deutsche Philologen, darunter einen Landsturmmann, einen Feldbiaken des Johanniterordens, einen freiwilligen Krankenpfleger und einen nach seiner Verwundung noch garnisondienstfähigen Vizefeldwebel der Reserve. Auch die Lehrer der in Italien vorläufig aufgelösten deutschen Auslandsschulen wurden, so weit sie nicht bereits als Reservisten oder Kriegsfreiwillige im Heer standen, an deutschen Inlandsschulen beschäftigt, wo es ja Plätze genug auszufüllen gab. Als die Türkei sich entschlossen hatte, auf der deutsch-österreichischen Seite in den Krieg einzugreifen, erbat sich die türkische Regierung von der deutschen einen Philologen, dem die Aufgabe zufallen sollte, das gesamte türkische Schulwesen nach deutschem Muster umzuformen. An die Seite der deutschen Offiziere, die schon seit Jahren das türkische Heerwesen neu organisierten, trat nun auch der deutsche Schulmann, ein Zeichen dafür, daß die junge Türkei eingesehen hat, wie gut sie fährt, wenn sie sich Deutschland zur Erneuerung ihrer wichtigsten nationalen Einrichtungen anvertraut. Und Deutschland schickte einen bewährten Schulmann nach Konstantinopel, einen Mann, der die Schulangelegenheiten im Osten Europas aus reicher Erfahrung kannte. Zum Reorganisator des türkischen Schulwesens wurde der Mann abgesandt, der bis dahin das deutsche Auslandsschulwesen im Auswärtigen Amt geleitet hatte, der Geheimrelegationsrat Professor Schmidt. Er war vorher eine Reihe von Jahren Direktor der deutschen Schule (Oberrealschule) in Bukarest gewesen.

Tapfere Leistungen eines Offiziers und seines Burschen. An einem der ersten Kampftage von R. machten Leutnant Gebser aus Glogau und sein Bursche, der Musketier Türk aus Essen, einen Aufklärungsgang bis hart an die feindlichen Linien heran. Dabei entgingen sie nur durch ihre große Geistesgegenwart dem Tode oder der Gefangenschaft. Auf ihrem Gange begegnete ihnen nämlich plötzlich eine starke Patrouille. Ein Ausweichen war unmöglich; das einzige Versteck bot ein tiefer Wassergraben, in den beide kurz entschlossen untertauchten. Ahnungslos gingen die Feinde vorüber, kamen jedoch zurück, als sie das Geräusch des Aufstehens hörten. Wieder entzogen sich Leutnant Gebser und Türk durch Untertauchen den suchenden Blicken des Feindes. Durchkäst und lehmbeschmutzt, aber mit wichtigen Erkundungsergebnissen kehrten beide zu den Ihrigen zurück. Am folgenden Tage pürschten sie sich mit einigen anderen vor und trieben von dem Ende einer Sappe aus die Feinde mit Handgranaten zurück. Bedrohlich wurde ihre Lage, als die Handgranaten ausgegangen waren; denn starkes Artillerie- und Infanteriefeuer nahm die Möglichkeit, zurückzugehen und Handgranaten herbeizuholen. Der ihm drohenden Lebensgefahr nicht achtend, sprang Türk auf, eilte im heftigsten Feuer zur Gefechtsstelle des Bataillons und brachte von dort zwei Säcke Handgranaten zu weiteren verderbenbringenden Wirken zurück. Dann eilte er nochmals zum Bataillon, um für Leutnant Gebser eine Schar Verstärkung herbeizuholen. Gebser hatte nämlich inzwischen erkannt, daß die Gegner vor einem schwachen Punkt unserer Stellung starke Kräfte zusammenzogen, um dort

durchzubrechen und dann unsere schwache Schützenlinie nach beiden Seiten aufzurollen. Mit 25 beherzten Leuten ging er vor und nahm den Feind unter verheerendes Plankensfeuer. Man bemerkte er, daß der Feind infolge des unerwarteten Feuerüberfalles stuchte, da brach er mit seiner schwachen Schar vor und stürzte sich auf den Gegner, der trotz mehrfacher Übermacht einem solchen Ansturm nicht standzuhalten vermochte. Türk war inzwischen beim Bataillonsstabe zurückgefallen. Dort beobachtete er, daß eine Anzahl Angehöriger verschiedener Regimenter sich angesammelt hatte und führerlos war. Als Türk die Gefahr erkannte, daß ein Teil eines von uns geräumten Schützengrabens dem Feinde besetzt werden sollte, ordnete er die Reichen der Führerlosen, rief „Zug hört auf mein Kommando! Sprung auf, Marsch, Marsch!“, und mitgerissen, stürmten die eben noch Wankenden dem neuen Führer nach und trieben den schon in den Graben eingedrungenen Feind im ersten Ansturm zurück. Der Graben wurde von ihnen zurückgewonnen, willig ordneten sie sich der umsichtigen Feuerleitung Türks unter. Wenige Tage darauf wurden Leutnant Gebser und Musikführer Türk, die beide schon im Besitze des Eisernen Kreuzes 2. Klasse gewesen waren, mit der 1. Klasse dieses Kriegsbordens ausgezeichnet.

Die Arbeitsleistung der Sprengstoffe. Tag für Tag ist von den wichtigsten technischen Hilfsmitteln der Kriege in den letzten Jahrhunderten, den Sprengstoffen, die Rede, ein Kampfbericht ohne sie denkbar, und dennoch herrscht über die Bedeutung und das Wesen dieser Sprengmittel — worunter ganz allgemein Stoffe verstanden werden, die einer Explosion fähig sind — in weitesten Kreisen eine verwunderliche Unklarheit, wie jeder Sachmann sofort feststellen muß. Das Interessanteste ist natürlich die Sprengwirkung, die nach Meterkilogramm gemessen wird, wie letzten Grundes jede andere Arbeitsleistung. 1 Meterkilogramm ist diejenige Arbeit, die bei der Hebung von 1 Kilogramm auf 1 Meter Höhe erforderlich ist. Bei modernsten Gewehrgeschossen beträgt diese Arbeitsfähigkeit des aus der Mündung tretenden Geschosses etwa 400 Meterkilogramm, bei den allergrößten Geschützen geht sie in die Millionen. Trotzdem ist im allgemeinen der Energieinhalt der Sprengmittel nicht so groß wie man denkt. So entwickelt z. B. 1 Kilogramm Dynamit bei seiner Verbrennung „nur“ 553 800 Meterkilogramm. Ein Kilogramm Petroleum dagegen liefert bei seiner Verbrennung zu Kohlenäure und Wasser etwa 5 112 000, Steinkohle bis fast 8½ Millionen Meterkilogramm, so daß Dynamit an Energieinhalt nur etwa den zehnten Teil desjenigen von Petroleum besitzt. Die Sprengstoffe sind zudem, lediglich als Energiequellen betrachtet, „außerordentlich leistungsfähige Treibmittel“; ihr technischer Wert liegt darin begründet, daß man die in ihnen vorhandene Energie in möglichst kurzer Zeit zur Auslösung zu bringen vermag. Die energiereichsten und darum brauchbarsten Stoffe sind, wie A. Kirckhoff im „Weltall“ aus einer vergleichenden Übersicht der fraglichen Werte feststellt, das Nitrolyzerin mit 670 000 Meterkilogramm, das sogenannte Nitromannit mit 645 000 Meterkilogramm und das furchtbarste aller Zerstörungsmittel, Sprenggelatine mit 7proz. Kollobiumwolle, die gar 700 000 Meterkilogramm Arbeit leistet. Schwarzpulver entwickelt „nur“ 200 000 Meterkilogramm, also 41 Prozent der Energie unseres höchstwertigen, eben genannten Sprengmittels, und Amalgamsilber gar nur den 4. Teil, 175 000 Meterkilogramm. Nun ist allerdings Amalgamsilber nie in Gewehren oder Geschützen benutzt worden, wohl aber Schwarzpulver, und aus dem eben angegebenen Zahlen ergibt sich schon, welche Bedeutung dem Übergang von dem rauchenden Schwarzpulver zu den modernen Sprengstoffen zukommen ist. Von letzteren sei noch erwähnt, daß Dynamit und Nitrolyzerin 550 000 Meterkilogramm leisten und die vielverwendete Pikrinsäure und das Trinitrotoluol 345 000 bzw. 312 000 Meterkilogramm. Es ist solchen Zahlen und Kräften gegenüber schwer auszudenken, welche Steigerungen hier noch die Zukunft bringen kann — aber daß sie sie bringen wird, ist nach dem kulturgeschichtlichen Gesez des Fortschreitens freilich unzweifelhaft.

Magusa, die Stadt der Festungskunst. Unweit Ragusa, in Dalmatien an der durch geschichtliche Erinnerungen besonders ausgezeichneten Adriaflüste nordwestlich Cattaro, ist der italienische Kreuzer „Giuseppe Garibaldi“ durch einen Torpedoschuß versenkt worden. Diese Stadt, bis in die neuere Zeit hinein das Haupt einer kleinen, aber als Handelsemporium und Kulturbollwerk gegen die wilden Balkanvölker Serbiens

und der montenegrinischen Berge, die einst wie heute nur von Raub und Plünderung lebten, wichtigen Republik ist eine der beachtenswertesten Dalmatiens, bisher freilich wie das ganze österreichische Küstenland des Adriatischen Meeres für den großen Strom der Südländfahrt noch nicht richtig „entdeckt“. Sie ist heute besonders interessant durch ihre alten Befestigungen, die nach Alois Hausers Schilderung der Architektur, Plastik und Malerei Dalmatiens „noch heute wie nirgends in Dalmatien wohl erhalten sind“ und einen „steinernen Gürtel“ bilden, der an Festigkeit und strategischer Anlage bewundernswert ist. Die ganzen Werke werden beherrscht von dem gewaltigen Turm Menoetta, einem stark kasematierten Fort mit doppelter Einfassung, das von Michelozzo Michelozzi erbaut ist. Andere turmartige Forts sind das von S. Lorenzo, auf einem in das Meer vorspringenden schroffen Felsen gelegen und eine uneinnehmbare Wehr nach der See- und Landseite hin bildend; das Fort Lebrono, 1589 von dem Ingenieur Voria zum Schutze des Hafens und der Straße von Breno errichtet, und das Fort Margherita, im 16. Jahrhundert durch Saporosso Matteucci aufgeführt. Sie alle bilden mit anderen Mauern und Türmen ein geschlossenes Ganzes, einen durch alle Jahrhunderte hindurch verstärkten Festungsgürtel, an dem schon früher so mancher Angriff gescheitert — für Venedig war die Rivalin Ragusa stets ein Dorn im Auge —, und wo auch heute ein italienischer Flottenangriff elend scheitern würde, wenn man drüben auf der kampfhaften Suche nach „Raten“ so eine Dardanellen-Expedition im Biskupstil ernstlich riskierte. Aber der versenkte Kreuzer irrte wohl nur auf einer „Rekognoszierungsfahrt“ in der Nähe des schönen Magusa umher. . . Bei einer Beschießung der Stadt wären hier freilich manche hochbedeutende Kunstwerke gefährdet. Da ist von profanen Bauten der Palast zu nennen, den einst die Republik Ragusa für ihre Dogen, die hier „Rektoren“ hießen, errichtet hat. Der erste, schon im 14. Jahrhundert entstandene Rektorenpalast ward am 9. August 1433 durch Feuer zerstört; an dem Neubau haben der Neapolitaner Anofrio Onofisfordi da Cava Michelozzo Michelozzi und der Künstler des herrlichen Domes von Sebenico, Georgi Orsini, geschaffen und ihn zu einem „Juwel der Profanarchitektur im Stil der Frührenaissance mit gotischen Anklängen“ gestaltet. Ragusa ist aber auch eine Stadt der monumentalen Brunnen, deren melodisches Plätschern die Ragusaner Nächte schon für manchen dalmatinischen Poeten sonettfähig erschienen ließ, und die Stadt der berühmten Kirchenschätze. Die Erbauung der bedeutendsten Ragusaner Kirchen fällt merkwürdigerweise erst in die Barockzeit; unter ihnen ist die bedeutendste die an Stelle der alten Domkirche, die ein Prachtbau aus dem Beginn des Mittelalters war, nach dem Plan des Andrea Ruffolini von Urbino errichtete dreischiffige Barockkirche S. Maria Maggiore, die vor 200 Jahren dem Kultus übergeben wurde. Trotzdem sind aus der früheren Zeit, da Ragusa unter dem Besonderen, leider politisch meist wertlosen Schutz der Byzantiner stand, manche wertvolle ältere Bilder erhalten, die mit ihren Figuren von strenger Zeichnung auf Goldgrund und mit den Frührenaissancerahmen die lange Dauer älterer Stilrichtung verraten. Besonders bemerkenswert ist der Domschatz von Ragusa, der zu den reichsten Kirchenschätzen Dalmatiens gehört. Der Reliquienschatz mit dem Kopfe des heiligen Biagio, in Form eines byzantinischen Krone ausgeführt und mit edlen Figuren und Ornamenten in Email geschmückt, darf nach Hauser als sein Hauptstück angesehen werden; andere höchst eigentümliche und wertvolle Stücke sind die teils getriebene, teils gegossene Statue des heiligen Blasius mit der plastischen Darstellung der Stadt Ragusa aus der Zeit zwischen 1480 und 1485 in der linken Hand, und ein silbernes Fußgefäß mit Beden, das dem Ragusaner Goldschmied Giovanni Progonovitch im 15. Jahrhundert zugeschrieben wird. Ein Naturdenkmal seltener Art schließlich sind halbwegs zwischen Ragusa und Slano die Platanen von Tresteno, unter denen mehrere hundert Menschen rasten können; daß es nach Heinrich Roß nirgends so schöne Bäume und Oleander als in der Ragusaner Landschaft gibt, mag nebenbei auch erwähnt sein. Auch Ragusa wird in den Kämpfen mit Italien noch oft und mehr erwähnt werden: die schöne Stadt und das reiche Land der ehemaligen Republik und Rivalin Venedigs würden dem wirtschaftlich tiefstehenden Italien gewiß hochwillkommen sein. Aber die kunstvolle Feste ist durch die Arbeit der Jahrhunderte allein genug geschützt.